

Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **41 (1985)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UMSCHAU

Neues vatikanisches Dokument über die Juden:

«Hinweise für eine korrekte Darstellung der Juden in Predigt und Katechese der Katholischen Kirche»

Am 24. Juni 1985 hat der Vatikan, vertreten durch die «Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden», ein Dokument veröffentlicht, das Hinweise geben soll, wie Juden und Judentum in Predigt und Katechese in korrekter Weise zu behandeln sind.¹ Ausgangspunkt dieses Unternehmens war eine Expertentagung, an der Papst Johannes Paul II. am 6.3.1982 eine bemerkenswerte Rede gehalten hatte, in der er dazu aufforderte, das Judentum nicht nur objektiv und frei von Vorurteilen darzustellen, sondern im Bewusstsein dessen, welches gemeinsame Erbe Juden und Christen besitzen.

Angesichts solcher Forderungen hinterlässt das soeben publizierte Dokument einen eher zwiespältigen Eindruck. Man hat das Gefühl, ein ursprünglicher Grundtext mit sachdienlichen Aussagen wurde durch einen dogmatischen Vorspann verschlimmbessert. In diesen Passagen finden sich Behauptungen, dass die Kirche *allein* die allumfassenden Mittel der Erlösung habe, Judentum und Christentum könnten nicht als parallele Wege zum Heile verstanden werden (I./7). Juden und Judentum seien nur erwählt worden, um auf diese Weise das Kommen Christi vorzubereiten; das sogenannte Alte Testament sei nur *Vorbereitung* auf das Neue. Zu diesem Zwecke wird die typologische Auslegung des Alten Testamentes empfohlen, die das Alte Testament als Einleitung zum Neuen interpretiert (II./3-11). So sinnvoll die typologische Exegese für den Zusammenhang der Bibel auch sein kann, so antiquiert ist diese Methode, wenn man sie verabsolutiert und von den Erkenntnissen moderner, auch katholischer, Bibelwissenschaft absieht.

Offenbar um das Folgende zu retten oder zu rechtfertigen, meinte man, auf die fast triumphalistischen Passagen nicht verzichten zu können, die den Anschein erwecken, als wollte man das 2. Vatikanische Konzil zurückdrängen. Was nämlich an konkreten Aussagen sonst geboten wird, ist nicht nur beherzigenswert, sondern enthält solides Sachwissen über das jüdisch-christliche Verhältnis in der Entstehungszeit des Christentums. Die Überschrift lautet: «Jüdische Wurzeln des Christentums» (III.). In diesem Abschnitt wird in adäquater Weise der Jude Jesus von Nazaret inmitten seiner jüdischen Umgebung gezeigt, ein toratreuer Jude, dessen Lehre den weiten Rahmen des Judentums nicht sprengte. Auch das leidige Pharisäerproblem wird korrekt abgehandelt: Jesus verband geistig vieles mit dem pharisäischen Judentum, und für Paulus ist die Zugehörigkeit zu den Pharisäern noch ein Ehrentitel. Bei der Passion Jesu fehlen die Pharisäer völlig. Berechtigte Kritik an einzelnen Pharisäern übt auch das rabbinische Judentum. Ein weiteres Kapitel ist überschrieben: «Die Juden im Neuen Testament». In diesem Zusammenhang wird auch auf die Konzilserklärungen «Nostra aetate» (über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen) und «Dignitatis humanae» (über die Religionsfreiheit) hingewiesen, weil diese Deklarationen Grundlage des jüdisch-christlichen Dialogs bleiben.

Unser Text lehnt einmal mehr die Kollektivschuld des jüdischen Volkes am Tode Jesu ab, wendet sich gegen jede Form des Antisemitismus und anerkennt die durch die Bibel gegebene Bedeutung des Landes Israel für die Juden. Christen mögen diese religiöse Bindung der Juden an den Staat Israel zur Kenntnis nehmen, wenngleich die Existenz des Staates Israel für die Kirche nur im Rahmen des Völkerrechts gesehen werden kann. Der

Vatikan begreift hier zwar das Selbstverständnis der Juden, distanziert sich jedoch ausdrücklich davon. In einem knappen Satz wird schliesslich auf den Holocaust verwiesen, ohne dass wir dazu Näheres ausgeführt finden. Angesichts der Ermordung von 6 Millionen Juden in einem angeblich christianisierten Europa ist dieses verschämte Sätzlein ohne jeden Bezug auf anderes eher peinlich und unzureichend. Wenn gleichzeitig mitgeteilt wird, Christen hätten oft ein Unwissen über Geschichte und Traditionen des Judentums, so enthält der neue Text relativ wenig, um diese Unkenntnis zu beheben. Der Holocaust steht am Ende einer langen Kette von Judenverfolgungen, an denen eine falsche Lehre der Kirche über Juden einen wesentlichen Anteil hatte, wie Papst Johannes Paul II. in Mainz im Jahre 1980 richtig bemerkte. Diese Erkenntnis scheint offenbar verdrängt worden zu sein. Den neuen Text wird man für den Religionsunterricht verwenden können, nur sollte man damit selektiv umgehen.

Ernst Ludwig Ehrlich

1. Vollständiger deutscher Text in: Schweiz. Kirchenzeitung 29 / 30 (1985).

Aus: Orientierung 13 / 14 (1985), S. 159 f.

Zum Blockseminar «Aspekte jüdisch-christlicher Beziehung im 19. und 20. Jahrhundert» (Bern, 25.2. - 1.3.85)

Als Abschluss des Wintersemesters 84/85 bot sich den Studierenden der Evangelisch-theologischen Fakultät in Bern die Gelegenheit, im Rahmen von Blockseminarien während einer Woche intensiv ein Thema zu bearbeiten. Das Seminar «Aspekte jüdisch-christlicher Beziehung im 19. und 20. Jahrhundert», geleitet durch die Professoren A. Lindt (Neuere Kirchengeschichte, Bern) und A. Carmel (Historiker aus Haifa, z.Z. in Berlin), vermochte trotz «Konkurrenzveranstaltungen» über Rudolf Bultmann bzw. über feministische Theologie eine grosse Zahl von Studierenden zu mobilisieren. Es zeigte sich echte Bereitschaft, sich in für viele weitgehend unbekannte Aspekte der jüdischen Geschichte und Kultur sowie in Problemstellungen in Zusammenhang mit der Begegnung von Judentum und Christentum einzulassen, Fragen zu formulieren, experimentierend Neuland zu betreten.

Vier Referate dienten als Anregung und Grundlegung für die Diskussion. *Alex Carmel* berichtete aus seinem Forschungsgebiet «Schweizerische und schwäbische christliche Tätigkeit in Palästina im 19. Jahrhundert». Palästina, seit dem 16. Jahrhundert unter türkischer Herrschaft und wirtschaftlich-politisch in einem desolaten Zustand, trat erst durch die napoleonische Expedition von 1799 richtig ins Blickfeld Europas. Die paar Jahre ägyptischer Herrschaft 1831-1840 öffneten dann für Christen die Tore des Heiligen Landes. Nachdem es den Türken gelungen war, dank Unterstützung durch Engländer, Oesterreicher, Russen und Preussen wieder ans Ruder zu gelangen, mussten diese der Errichtung eines anglo-preussischen Bistums in Jerusalem zustimmen. In der Folge entfalte-te sich in Palästina eine umfangreiche evangelische Missionstätigkeit, die auch die griechisch-orthodoxe und katholische Kirche auf den Plan rief. Zu denen, die sich einen Beitrag zum Wiederaufbau Palästinas zum Ziel gesetzt haben, gehört auch C.F. Spittler (um den sich 1833 die «Pilger-Missions-Gesellschaft» in Basel konstituiert hatte) mit seinen Plänen für die Errichtung eines «Brüderhauses» in Jerusalem oder einer «Apostelstrasse» mit

Missionsstationen von Jerusalem nach Abessinien. Wer mehr darüber wissen möchte, konsultiere die verschiedenen Publikationen Carmels, so «Christen als Pioniere im Heiligen Land» (Basel 1981), «Die Siedlungen der württembergischen Templer in Palästina 1868-1918» (Stuttgart 1973) oder «Christian Friedrich Spittlers Beitrag zum Wiederaufbau Palästinas im 19. Jahrhundert» (Pietismus und Neuzeit, JGP, Bd. 7, Göttingen 1981, 147ff.).

In eine weitgehend unbekanntere Welt führte das Referat von Pfr. Dr. *Thomas Willi*, Leiter der «Stiftung für Kirche und Judentum». Das Thema lautete: «Ansätze zu einem neuen christlichen Bild vom Judentum im Umfeld des werdenden Zionismus. Aus dem Briefwechsel zwischen C.J. Pollak, gen. Lucky (1854-1916) und Prof. C.F. Heman (1839-1919)». Die Präsentation von Ausschnitten aus dem unedierten Briefwechsel zwischen Lucky und Heman (zu den Personen und zur Geschichte des «Vereins der Freunde Israels» vgl. Th. Willi in «Der Verein der Freunde Israels 150 Jahre», *Der Freund Israel* Nr. 2/April 1980, 10ff.) führte die Persönlichkeit Luckys vor Augen, der in der Zeit des werdenden Zionismus ein judenchristliches Modell vertrat. So lesen wir in einem Brief vom 23. Dezember 1901: «Mir ist klar, dass

- 1) Ein in Christum gläubig gewordener Jude, soll, um nicht zu sagen muss, Judenchrist werden ...
- 2) Daraus folgt, dass er im Gesetze Mosis und in jüdischer Sitte wandeln soll».

Lucky, der sich bemühte, das Judentum seiner Zeit möglichst in seiner ganzen Breite ins Auge zu fassen, soll uns auch heute ermahnen, nicht einfach unsere Schemata und Klischees an dieses heranzutragen. Willis Ausführungen boten gleichzeitig eine Einführung in den werdenden Zionismus.

Im dritten Beitrag widmete sich *Andreas Pauli*, cand. theol. aus Murten, dem Briefwechsel zwischen Martin Buber und Leonhard Ragaz, den Pauli anlässlich eines Jerusalem-Aufenthaltes hatte einsehen können. Das Referat illustrierte die Pionierleistung Ragaz' im christlich-jüdischen Dialog. Trotz den damals üblichen hohen Trennwänden zwischen Judentum und Christentum bzw. einem verbreiteten Desinteresse in diesen Fragen, hatte Ragaz auch hier die Zeichen der Zeit erkannt und aus der Mitte der Botschaft heraus nach einem angemessenen Verhältnis von Judentum und Christentum gefragt. Ragaz' Position stellt dabei nicht nur das Resultat fleissiger Schreibtischarbeit dar, sondern profilierte sich im Austausch mit prominenten und weniger prominenten Juden. Zu den ersteren gehört ohne Zweifel der Religionsforscher und Philosoph Martin Buber. Zwischen 1916 und 1945 tauschten die beiden von Herkunft und Prägung so verschiedenen Persönlichkeiten um die 80 Briefe aus. So schrieb Buber 1938 an Ragaz: «... wenn ich vom Skopusberg ... niederblicke, sehe ich meinen David, den Sünder und Sänger, neben Ihrem David-Sohn, dem sündenfreien Gleichnisredner, wahrhaft väterlich einhergehen, den starken Arm leicht um die Schultern des Jünglings gelegt. — Was ist da noch «Judentum», was «Christentum»? Dort und hier ist Jehuda, hier und dort ist christós, und wirklich ist kein -tum ...». Einzelne Briefe sind bereits publiziert in der dreibändigen Buber-Briefedition (hg. von G. Schaeder, Heidelberg 1972ff; obiges Zitat Bd. III, 11f.) und in Band II der von C. Ragaz, M. Mattmüller und A. Rich veröffentlichten Ragaz-Briefe (Zürich 1982). Eine Publikation des gesamten Briefwechsels wäre sehr wünschenswert, ebenso eine solche des Ertrags der Forschungen Paulis, der die Briefe im Rahmen einer Akzessarbeit auswerten wird.

Das letzte Referat unter dem Titel «Christentum und Judentum in der Schweiz. Traditionen und Neuaufbrüche in der Zeit der jüdischen Flüchtlingsnot nach 1933» hielt *Hermann Kocher*, wiss. Assistent VDM, Langnau. Es ging darin um das Aufzeigen von Voraussetzungen und Weichenstellungen theologischer und politischer Art, die ein angemessenes

senes schweizerisches kirchliches Reagieren auf die jüdische Flüchtlingsnot in der Zeit des Nationalsozialismus förderten oder verhinderten. Dieser Vortrag wird in *Judaica* 1/1986 publiziert werden.

Ein gemeinsamer Besuch eines Sabbat-Gottesdienstes in der Berner Synagoge nach kompetenter Einführung durch ein Mitglied der hiesigen jüdischen Gemeinde wurde zu einem Erlebnis und bildete einen würdigen Abschluss des Blockseminars.

H. Kocher

Was wird aus den Zeugnissen und Überresten jüdischer Kultur in Franken?

Die Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Franken verwittern und zerfallen. Während der Denkmalschutz jede Dorfkirche erfasst und riesige Geldsummen in die Erhaltung dieser Kulturdenkmäler steckt, besteht für ehemalige Synagogen keine Lobby. So werden heute ehemalige Synagogen als Ställe, Garagen, Werkstätten, Schuppen, Scheunen usw. genutzt, oft ohne dass die zuständigen Behörden überhaupt vom Vorhandensein dieser ehemaligen Synagogen in ihrem Ort wissen. Sind doch nach der Kristallnacht 1938 viele Gotteshäuser in deutschen Privatbesitz übergegangen und wissen die heutigen Besitzer oft überhaupt nicht mehr, was früher einmal in dem von ihnen benutzten Gebäude war, das sie manchmal am liebsten abbrechen würden, um für sie etwas Sinnvolleres hinbauen zu können. Dabei zeigen die heutigen Besitzer ein starkes Misstrauen gegen den Denkmalschutz, von dem sie fürchten, dass er ihnen Kosten auflastet, wenn er von dem Vorhandensein einer alten Synagoge erfährt. Zumindest haben viele Bürger Angst, dass das Gebäude nicht mehr umbauen oder abreißen zu dürfen. Zu dem Kolloquium «Jüdische Landgemeinden in Bayern» trafen sich im Fränkischen-Schweiz-Museum in Tüchersfeld erneut eine Reihe von Fachwissenschaftlern und Hobbyhistorikern, heimatgeschichtlich Interessierten und Freunden jüdischer Geschichte, die die aufgezeigten Probleme erörterten und Vorschläge sammelten, wie man kurz- mittel- und langfristige Massnahmen zur Rettung der Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Bayern ankurbeln könnte. Der Schwerpunkt der Referate betraf dabei die Untersuchung über jüdische Friedhöfe.

Dr. Falk Wiesemann, der vor mehreren Jahren einen Sammelband über die ehemaligen jüdischen Gemeinden in Bayern mit herausgegeben hat und der auch heute noch regelmässig Dutzende von kleinen und kleinsten Gemeinden im Gebiet zwischen Aschaffenburg und München, Hof und Kempten besucht und dort die Reste noch erhaltener Synagogen, Friedhöfe oder anderer Zeugnisse jüdischer Geschichte aufspürt und registriert, bedauerte vor allem, dass trotz der Überfülle an örtlich laufenden Aktivitäten, von Lehrern, Schülern, Universitätshistorikern, Geographen, Landschaftsökologen, Kunsthistorikern usw., die sich mit diesem Themenbereich befassen, keine Koordination möglich war. Er schlug die Schaffung eines Informationszentrums zur Erforschung jüdischer Geschichte in Bayern vor. Von hier aus sollte dann möglichst rasch eine Handreichung gerade für jene heimatkundlich Interessierten und Laienhistoriker geschaffen werden, die zwar sehr an dem Themenbereich interessiert sind, vor Ort auch etwas tun möchten, aber oft nicht genug grundlegende Kenntnisse haben, um das Gefundene festzuhalten, mitzuteilen und zu sichern. Diese Spurensicherung aber sei vor allem kurzfristig nötig, da durchaus viele der noch existierenden Objekte bedroht seien und bald nicht mehr existieren werden, wenn man nicht einschreitet. So wird z.B. die ehemalige *Bamberger Synagoge*, heute eine Werkstatt, demnächst abgebrochen, mit der Begründung des Denkmalschutzes, die Juden selbst seien an keiner Erhaltung interessiert.

Dieser Leitfaden für engagierte Laien könnte nach den Vorstellungen von Wiesemann z.B. Informationen über Musteraufnahmeverfahren bei der Registrierung noch vorhandener Friedhofsteine auf alten jüdischen Friedhöfen ausserhalb der Metropolen enthalten, damit bei der Sicherung keine grossen Fehler passieren und mehr kaputt gemacht werde, als man letztendes erreiche.

Die Besuche auch anderer Heimatkundler, vor allem aus der Fränkischen Schweiz, wo vor 1933 zahlreiche jüdische Gemeinden bestanden, gaben Wiesemann in seinen Erfahrungen recht. So berichtete der Lehrer Walter Tausendpfund aus Pegnitz davon, dass er durch Zufall ein altes jüdisches Ritualbad, eine Mikwe im Keller eines Wohnhauses entdeckt habe, wo früher die Synagoge angrenzte.

Gefährdet sei auch die ehemalige *Synagoge von Ermreuth und von Dormitz*, wo heute Scheunen daraus gemacht wurden. In manchen dieser ehemaligen Synagogen ist sogar noch der Thoraschrein vorhanden, oft sind noch Bemalungen an den Wänden zu sehen, manchmal aber ist nur noch ein Abdruck des Schreins an der Wand sichtbar. Thorawimpel finden sich nicht selten auf Dachböden, wo sie Bürger, die bei der Reichskristallnacht zufällig an der brennenden Synagoge vorbeikamen oder die Gegenstände auf der Strasse herumliegen sahen, mitnahmen und versteckten. Schwierigkeiten bringt aber für die des Hebräischen nicht mächtigen Laien die Entzifferung solcher erhaltener Schriften und Gegenstände. Der Bayreuther Heimatpfleger Karl Dill forderte das Landesamt für Denkmalschutz auf, für die Dokumentation der Inschriften auf den Gräbern der erhaltenen jüdischen Friedhöfe eine Kraft einzustellen, die die Aufschriften übersetzen kann. Andere Vorschläge zur Dokumentierung der Grabinschriften sahen vor, Gipsabdrücke zu machen. In Friedhöfen, von denen nur noch kleine Überreste stehen und die besonders gefährdet sind, solle man baldmöglich Restauratoren einsetzen, um diese Kulturdenkmäler zu erhalten und zu sichern.

Noch Ende der siebziger Jahre, so Tausendpfund, kümmerte sich kaum jemand um die Erforschung jüdischer Geschichte in Franken im 19. und in den früheren Jahrhunderten. Von manchen ehemaligen Gemeinden, wie Schnaittach, schienen keinerlei Relikte mehr übrig zu sein, bis man die für immer angeblich verloren gegangenen alten Einbürgerungsakten der Juden aus dem 19. Jahrhundert entdeckte, die angeblich in einem Zug von Bayreuth nach Berlin durch einen Bombenangriff vernichtet sein sollten. Daraufhin entdeckte man auch noch zahlreiche andere Überreste jüdischer Kultur. Lehrer und Heimatforscher machten sich auf die Suche nach Spuren. Und sie wurden fündig. Daraufhin aber stürzten sich auch die Universitätshistoriker auf das wenig erforschte Gebiet. Diese haben zwar mehr Zeit, können mehr Geld und Personal einsetzen, kommen aber oft mit der Dorfbewölkerung nicht so gut zurecht, wie ein dort lebender Heimatforscher, der seinerseits nicht über die Möglichkeiten und Kenntnisse der Wissenschaftler verfügt. So sollte eine solche vorgeschlagene Dokumentationsstelle zur Erforschung jüdischer Geschichte in Bayern nicht zuletzt das Bindeglied zwischen der Fachwissenschaft sein, die nach der Ansicht von Wiesemann aus ihrem Elfenbeinturm herauskommen muss, und den Laien und Hobbyhistorikern vor Ort, die Detail- und Kleinarbeit leisten und auf diese Weise den Wissenschaftler die Arbeit erleichtern können.

Ein solches Projekt, das die Verbindung von Fachwissenschaft und Heimatkundlern gesucht hat, läuft zur Zeit an der Bamberger Universität und befasst sich mit jüdischen Landgemeinden in Oberfranken. Dr. Eva Lau und Dr. Mistele von der Universität Bamberg stellten das Projekt vor. Frau Lau trug die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeiten zu jüdischen Bräuchen und Riten vor, die auf dem Land im Zusammenhang mit Tod, Begräbnis und Trauer in früheren Jahrhunderten üblich waren. Im Vergleich dazu referierte der Alttestamentler Prof. Dr. Martin Wittenberg über «Tod und Begräbnis der Juden aus der Sicht der evangelisch Gebildeten um 1750/60». Seiner Ansicht nach wussten beide Konfes-

sionen vor der Emanzipation mehr über den jeweils anderen als z.B. im 20. Jahrhundert. Gerade im 18. Jahrhundert habe sich der Protestantismus sehr mit der Kabbalistik befasst und den Kontakt zu den jüdischen Gemeinden gepflegt, die man freilich missionieren wollte. Ursula Kubach-Reutter vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg berichtete über den «Verbleib einiger Grabsteine der aufgelassenen Friedhöfe in Nürnberg». Im Sommer soll ein Katalog aller im Nürnberger Museum existierenden Judaica, einschliesslich der Grabsteine, erscheinen.

Der Landschaftsökologe Prof. Dr. Richter aus Freising gab einen Überblick über die jüdischen Friedhöfe in Bayern, von denen noch rund 120-130 ganz oder in Resten existieren. Bestanden hatten in früheren Jahrhunderten aber natürlich wesentlich mehr. Der Wissenschaftler unterschied vier Typen: offene (d.h. noch benutzte), geschlossene, aufgelassene und fossile (von denen nur noch der Platz bekannt ist) Friedhöfe. Die Grösse schwankt zwischen relativ kleinen Flächen wie in Schweinshaupten oder Maasbach (rd. 400 qm) und grösseren Flächen um 1000 qm oder grösser. Die ältesten jüdischen Friedhöfe in Bayern dürften sich in *Bechhofen (1376)* oder *Sulzbürg (um 1370)* befinden. Möglicherweise sind aber die Friedhöfe anderer Orte noch älter, wenngleich keine Überreste mehr davon Zeugnis ablegen. Richter hatte zwei Studentinnen mitgebracht, die zur Zeit sämtliche jüdischen Friedhöfe in Unterfranken für eine Diplomarbeit registrieren.

Johanna Morgenstern-Wulff aus München sprach eine Reihe von methodischen Problemen an, die bei der Erfassung von Grabsteinen auftauchen. Sie hat vor Jahren eine Arbeit über die jüdischen Friedhöfe im ehemaligen Fürstentum Wittgenstein im heutigen Nordrhein-Westfalen geschrieben.

Das nächste Thema des Kolloquiums, zu dem auch wieder Interessenten aus dem ganzen Bundesgebiet und dem Ausland eingeladen sind, die sich mit jüdischer Geschichte in Bayern befassen, wird möglicherweise die notwendigen Sofortmassnahmen für die Sicherung der Überreste behandeln, damit der Zahn der Zeit nicht eines Tages nur noch Statistik übriglässt und nichts Materielles mehr an die jüdischen Menschen erinnert, die einst hier lebten.

G. Batz